

problemorientierten Approach aus, der durchaus geeignet ist, einen Zugang zum Denken Cassirers zu vermitteln, selbst wenn G. auf Cassirers neukantianische Ursprünge nicht näher eingeht.

H.-L. OLLIG S. J.

WOHLGEMUTH, ROLF, *Charles S. Peirce. Zur Begründung einer Metaphysik der Evolution* (Europäische Hochschulschriften XX/389). Frankfurt a. M.: Lang 1993. 389 S.

Vincent Potter S. J. hat schon früh in der Peirceforschung (ab seiner Yale-Dissertation 1967) ein neues Gebiet gerodet, das immer noch nicht erschöpfend erkundet ist. „Was war für Peirce Wirklichkeit?“ könnte man die Frage allgemein formulieren. Die vorliegende Arbeit greift Potters Frage auf: „of the relation of the categories to the modes of being“ (4) Schon immer hat es ja den, der sich auf Peirce eingelassen hatte, verwundert, daß sich da ein schillernder, jedenfalls ungewöhnlicher, gewöhnungsbedürftiger Begriff zeigt; dieser Begriff verhindert, daß man vernünftigerweise einige bis dato übliche Fragen stellen kann. Beispielsweise ist es durch diesen neuen Realitätsbegriff sinnlos geworden, von ‚Daten‘ zu sprechen, die sich den Gehirnprodukten entgegenhalten ließen. ‚Wirklichkeit‘ ist ein sehr ‚geladener‘ Begriff bei Peirce, der einer ausgiebigen Untersuchung mehr als würdig ist: Wohlgemuths (= W.) Monographie und Dissertation reiht sich in diesen Forschungsstrang ein und ist schon deswegen interessant.

W. baut seine Abhandlung in ganz Peircescher Manier auf: Erstheit, Zweitheit, Dritttheit. Im einzelnen heißt dies: zuerst Kategorien als jener abstrakte Teil der Wirklichkeit, der als Norm für das erkennende Erfahren notwendig ist. Kategorien und das ihnen gewidmete Kapitel sind selber natürlich auch triadisch aufgebaut. Es fällt an W.s Darstellung der Kategorien lediglich auf, daß er ihre Ersttheitlichkeit als Logik der Relative nicht besonders hervorhebt. Jedoch dient ihm dieses Kapitel wirklich nur als Vorbereitung von Größerem. Von den Kategorien (nach 1.417 „the most universal categories of elements of all experience, natural or poetical“) führt es W. direkt dazu, Erfahrung zu untersuchen, die sich als ‚Zwang‘ oder ‚Kraft‘ darstellt. W. folgert daraus unter Vorwegnahme des berühmten Peirceschen ‚objektiven Idealismus‘, daß Peirces Materie inkarnierter Geist ist (21). – W. unternimmt einen Versuch, die Kategorien selber wiederum triadisch zu konstruieren als Universalkategorien, Erfahrungskategorien und Modalkategorien. Diese Sicht wäre wirklich neu, wenn W. Peirces Kategorien richtig verstanden hätte. Leider spielen hier zu viele Salvationsklauseln eine Rolle: „Peirce wird sich der Notwendigkeit dieser Differenzierung [universal/particular categories 5.43 von 1903] erst sehr spät bewußt, und die diesbezüglich unzureichende systematische Ordnung führt zu sehr unterschiedlichen und damit mißverständlichen Bestimmungen der Kategorien von Erstheit, Zweitheit und Dritttheit.“ (9) Ferner (im zirkulären Verweis): „Wie im folgenden deutlich wird, bleibt bei Peirce weitgehend unklar, [FN: vgl. jedoch S. 9...] inwieweit er die (Universal-)Kategorien mehr als Seinskategorien oder mehr als logische Kategorien sieht.“ (15) Klarheit hätte W. beispielsweise schon Esposito oder Murphey verschafft. So kann W. nicht viel dazu beitragen, Peircesche Kategorialität zu verstehen. Dies muß nicht verwundern. Denn die zentrale Kategorienschrift Peirces, die New List, findet keine Berücksichtigung. Lediglich Kategorien-Spätschriften zu benutzen (wegen ihres angeblich realistischen, nicht-nominalistischen Verständnisses), bedeutet gerade, sich den Zugang zu Peirces Kategorien zu verstellen. Spätestens seit Ulrich Baltzers Darstellung der Relativenlogik in den Kategorien (1994), aber auch schon seit Espositos verschiedenen Beiträgen bis 1980, dürfte Verwirrung über die angebliche Unklarheit und Widersprüchlichkeit in der Kategorienlehre ungemessen sein. – Die Multiplikation von Kategorienklassen wäre eher ungewöhnlich für Peirce. Man versteht zwar, daß die Erstheit der Erstheit universalkategorisch sein muß. Aber von hier ab wird es recht abstrus: ‚Universalkategorien sollen als Metakategorien verstanden werden müssen, weil sie einander a priori implizit seien.‘ (vgl. 17): Dies verkennt doch gründlich, daß es bei Peirce keine ‚Meta‘'s und Aprioris gibt. Wenn W. dann aber, in Fortsetzung davon, noch ‚eigentliche Kategorien‘ unterscheidet, „die – zunächst einmal – ontologisch einander ausschließend sind“ (17), dann ist die Verwirrung komplett. Da werden Kategorien dann zu einer „modalthematischen Metatheorie“ (16), von der W. in einer Fußnote (16/1) bekennt: „Die hier gemachte Einteilung findet sich nicht bei Peirce und ist als vom Autor

gemachte Selbstanwendung zu sehen.“ Deutlicher kann man es kaum sagen. Erstaunlich ist dieser Satz nur auf dem Hintergrund der sonst durchgehenden Praxis W.s, für alles ‚Schriftbeweise‘ anzuführen. Hätte W. die Frage Wieners: „But how can formal logic lead to metaphysical evolutionism?“, die er als „zumindst unpräzise“ kritisiert, doch ganz wörtlich genommen! Statt dessen helfen poetische Metaphern wie „Spiegelung“ und „Parallelität“ (alle: 18). – Wenngleich W. wohl die Kategorialität der Metaphysik bei Peirce nicht erfaßt hat und er in puncto Kategorien eine überflüssige Verwirrung stiftet, darf dennoch die Arbeit insgesamt als eine Abhandlung von Modalontologie gesehen werden. Als solche hat sie auch durchaus ihre Verdienste. Daß W. mit Peirces Kategorien nichts anfangen kann, bedingt allerdings auch ein anderes Manko: bei der (für Peirce so wichtigen) Zeichenhaftigkeit ist wieder Fehlanzeige. Den modalontologischen Gebrauchswert der Kategorien für die Zwecke dieser Arbeit drückt W. dann so aus: „Die Universal-kategorien von Erstheit – Zweitheit – Drittheit lassen sich als Beschreibungsmodell für ein Verständnis von Sein als Entfaltung des Tatsächlichen aus dem Möglichen verstehen, wobei die Kategorien von Geist – Materie – Evolution allgemein ausdrücken, wie diese Entfaltung in bezug auf Objekte in dieser Welt ‚real‘ wirkt.“ (16f.) – Kurzum, die Erläuterung, daß „thought is the mirror of being“ 1.487 (ca. 1896), also die Ableitung der Metaphysik von der Logik (d. h. Denken im allgemeinen), wird man bei W. leider vermissen. Die Abhängigkeit der Metaphysik von der Logik bleibt ein Lippenbekenntnis.

Die Stelle der Zweitheit der Wirklichkeit nehmen in W.s Werk die Seinsmodalitäten ein, die natürlich auch triadisch aufgebaut sind. Allerdings gilt auch hier: W. hat sich das Verständnis der Kategorien gründlich verstellt. Er kann ihre Funktion bei der Erfahrung, Vereinigung des Mannigfachen der Sinneseindrücke, nicht würdigen. Deshalb unterscheidet er auch Erfahrungskategorien von Modalkategorien und logischen Kategorien (zu denen sich dann noch die universalen Metakategorien gesellen). – Am besten und wichtigsten sind jedoch W.s Ausführungen zur Drittheit, der evolutionären Seinsweise. Überhaupt gilt W.s Hauptanliegen nach Auskunft der FN 4 S. 216 (kurz in 1 Satz gesagt) darzustellen „... , daß das Peircesche Verständnis von human-bezüglicher Liebe und speziell von Nächstenliebe die weitreichende Bedeutung der dritten Modalität der Evolution bei ihm selbst [gemeint ist wohl Peirce] bei weitem nicht einzufangen vermag, sich jedoch Parallelen aufzeigen lassen, die die Bezeichnung dieser Modalität mit dem Liebesbegriff nachvollziehbar machen.“ Dies ist W. sehr gut gelungen. Es zeigt auch, daß sich in Peirces Metaphysik die Kategorien vollständig ausdrücken. Metaphysik stellt zugleich auch die Kategorien dar, und wenn Esposito recht hat, fundiert sie letztlich auch noch die Kategorien, aber mit Hilfe des diagrammatischen Denkens. – Die drittheitliche Seinsweise ist evolutionär. Wenn es bei Aristoteles und Kant (in der Interpretation Peirces) jeweils nur zwei Seinsweisen gab, gibt es hier eine zusätzliche. Die eine Materie und die unendlich vielfältige Form, bzw. mannigfache Anschauung und der eine Begriff, verhalten sich für Peirce jeweils umgekehrt bestimmend zueinander. Seine eigene dritte Seinsweise ist zu verstehen als Vermittlung der beiden zurein Seinsweisen. Die Vermittlung an sich selber hat ihre eigene Seinsdynamik, die vor allem die Zeit einschließt als Evolution. Auszugehen ist also bei Peirce davon, daß sich das, was ist und erkannt ist, nicht durch Akt und Potenz realisiert, sondern in einer dritten Seinsweise, der modalen, die aber beide anderen umfaßt. Es gibt den wirklichen reinen Zufall (verstanden als totales Fehlen von Gesetzmäßigkeit und als reine Möglichkeit), der sich in der Aristotelischen Potenz rein ausdrückt. Als Seinsweise ist dies tychastisch. W. versucht auch einige Beispiele aus dem Darwinistischen Bereich anzuführen. Dann gibt es auch die anankastische Seinsweise, die sich durch die totale Bestimmtheit, durch Notwendigkeit und Gesetz auszeichnet. Agapatisch entfaltet sich Sein hingegen in der Art der Liebe (nach dem Lamarckschen Evolutionsmodell). Die Kausalität dieser Evolution ist durch das Telos gegeben. Es läßt aber zu, daß sich dieses Telos im Vielfältigen frei verwirklicht, durch die freie Übernahme des Ziels von allem durch den Geist („Law of Mind“). W. diskutiert nun auf dieser Basis äußerst interessante metaphysische Folgeprobleme. Er hat sicher recht, darin etwas für Peirce Typisches zu sehen. Seine modale Metaphysik ist weder aprioristisch, noch ist sie, wegen der Kategorien, ‚ontologisch‘ (bzw. vorkritisch) im aristotelischen Sinn. Dies im einzelnen darzustellen würde bedeuten, weite Teile von W.s Buch zusammenzufassen, was hier zu weit führt. Es war schon bei Potter sichtbar,

wie interessant modales Sein ist. Vor allem der agapastischen Seinsweise eignet eine Problematik, die leicht in Idealismus enden würde, wenn es nicht prinzipiell Peirces antitranszendente Fundierung im diagrammatischen Denken gäbe (wie Esposito zeigte).

Zusammenfassend läßt sich zu dieser Münsteraner Dissertation (in welcher Fakultät, und durch wen betreut, ist nicht ersichtlich) sagen: Die modale Ontologie Peirces dargestellt und auch sehr gut aus den Spätschriften belegt zu haben ist verdienstvoll. Daß die Ausrichtung des Erkenntnisinteresses stark theologisch ist, geht einem erst recht spät auf. Dann jedoch versteht es W., das theologische Potential in Peirce recht deutlich ans Tageslicht zu bringen. Es muß wohl zu den Rätseln der Peirceschen Rezeptionsgeschichte zählen, wieso sich Theologen (Orange, Deuser, Klawitter und W.) mit so großer Vorliebe auf Peirces Metaphysik stürzen. Daß dabei die für Peirce so wichtige Zeichentheorie auf der Strecke bleibt, ist auch zum Schaden der Theologie. Deren eigene ‚Seinsweise‘ als Rede von Gott ist doch immerhin durch und durch semiotisch. Typisch für W. (als Theologen?) ist jedoch: Er liebt den Schriftbeweis. Sein Vorgehen ist durchgängig so, daß er Peircezitate interpretiert und dazu Interpretationen anderer diskutiert (z. B. 188). Es wird ferner die Stelle kommentiert und mit Gründen inner- und außerhalb Peirceschen Denkens gestützt. Diese Methode bedingt auch die streckenweise vorhandene Langatmigkeit; es hätte sich manches vielleicht etwas präziser auf den Punkt bringen lassen. – Formal fällt an dieser Arbeit angenehm auf, daß Peirces Schriften immer auch mit der Jahreszahl des vermutlichen Schreibens versehen sind. Mehr Zitieraufwand ist wohl auch nicht mehr billigerweise erwartbar, jedenfalls, dieser Brauch sollte sich für die *Collected Papers* allgemein durchsetzen. Suggestieren die ‚C.P.‘ doch eine Homogenität, die auch angesichts von Peirces vielen Redaktionen derselben Schrift (wie die neuere Ausgabe der ‚*Writings*‘ durchexerziert) nicht gegeben ist. – W. hat laut Klappentext u. a. Literaturwissenschaften studiert, was ihn aber nicht daran zu hindern imstande ist, Sätze zu schreiben, die sich im Durchschnitt viel zu häufig wohl über sieben Zeilen erstrecken und nicht selten mit einem ganzen Absatz zusammenfallen, was die Lesbarkeit einer auch noch durch nicht wenige Wortungetüme angereicherten Sprache nicht eben erhöht, um nicht zu sagen fast auf regelmäßiger Grundlage zum wiederholten Lesen zwingt (S. 188 beispielsweise enthält ein solches Prachtexemplar). Englisch ist dieser Stil nicht. Dort liebt man kurze Sätze. Nebenbei bemerkt (rein formal), rätselt der Rez., welchen Grund es 1993 noch geben kann, Bücher maschinengeschrieben zu publizieren. Auch erscheinen Fußnotenquerverweise auf 1 Seite zuvor vielleicht zuviel des Guten zu sein (S. 91), z. B.

J. EHRAT S. J.

RICHTER, ANSGAR, *Der Begriff der Abduktion bei Charles Peirce* (Europäische Hochschulschriften XX/453). Frankfurt a. M.: Lang 1995. 209 S.

Die Schwierigkeit bei allen Abhandlungen in *rebus Peirce'* ist regelmäßig: Was soll mit was erklärt werden? Es hat sich als ausgesprochen unpraktisch erwiesen, daß Peirce sich nicht an die traditionellen philosophischen Disziplinargrenzen und Problemgebiete halten wollte. So kann man je nach Belieben, und je nach ziemlich beliebiger Peirce-Stellen-Auswahl, beispielsweise Zeichen ‚erklären als‘ Anwendung der Kategorien, Ausdruck seiner Logik, Grundlage seiner evolutionären Metaphysik (vor allem des ‚*Law of Mind*‘), oder ‚nur‘ als Zeichen in einem Festival der Zeichenklassen. Alles ist richtig, alles ist partiell, und alles läßt sich vielleicht gar nicht anders machen, will man sein Thema auch nur ansatzweise eingrenzen. So ist es auch mit Richters (= R.) Arbeit zur Abduktion. Es läßt sich leicht aufzählen, was sie (an in sich berechtigten Sichtweisen) ausgrenzt: nicht viel (im eigentlichen Sinn, und dann noch stark orientiert an der ‚Stuttgarter Schule‘: 154–158) von Bezügen logischer Schlüsse zu Zeichen; zur Zeichenhaftigkeit der Erkenntnis; zur Zeichenhaftigkeit der Realität; zur diagrammatischen Logik, die ja geradezu ein Paradiesfall abduktiven Erkennens ist, in einem zentralen philosophischen Bereich der Grundlagenbegründung. Nach der Peirceschen Klassifikation der Wissenschaften hätten Logik und die anderen beiden normativen Wissenschaften auch einen direkten Abhängigkeitsbezug zu den Kategorien als den notwendigen Formen der Erkenntnis. Es fehlen auch Bezüge zu der Nachfolgewissenschaft Metaphysik. Man darf also erwarten, daß Nachfolger Abduktion thematisieren werden aus den genannten, hier